

23]

## Niobe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Jonas Lie.

Minka fühlte, daß sie vor der unvermeidlichen Entscheidung stand.

Dieser Blick ergriff sie wider ihren Willen; sie erhob sich mechanisch, um ihm zu folgen.

Indem sie den Rest des Carnes abwand, begegnete sie Finslands spöttischer Miene, der mit einem leisen Nicken jegliche Mystik entschieden von sich abwies.

Sie setzte sich hastig wieder nieder.

„Ich danke Ihnen, Herr Barberg, ich möchte heute nachmittag lieber nicht mit Ihnen fahren,“ kam die zitternde Antwort. „Ich sage Ihnen jetzt gleich Lebewohl!“ rief sie und stürzte zum Zimmer hinaus.

„Das außerordentlich lyrische Gemüt des Fräuleins ist vielen wechselnden Einflüssen unterworfen,“ sagte er giftig.

„Ja — dann danke ich für die vielen angenehmen Stunden, die ich in diesem Hause verlebt habe.“

Finsland war im Laufe des Winters wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt.

Und — ach, du lieber Himmel! — Minka hatte bis zu diesem Augenblick niemals Theklas Klagen verstanden, wenn sie sich darüber erging, wie öde und arm an Interessen es hier sei. Wie geistig ausgestorben und einsam war es doch im Grunde für eine hungerrnde Seele mitten in all diesem scheinbaren Leben und Treiben von Menschen, die arbeiteten und Holz und Bretter fuhren und in rastloser Thätigkeit über Geld und Geschäfte redeten, zwischen den Freundinnen aus den Beamten- und Gutsbesitzerfamilien, die nur an Verlobungen und an Tänzen und Putzen dachten oder sich nach Amerika sehnten, sobald die Rede davon war, daß ein Mädchen heutzutage selbständig werden müsse; hier in der Heimat wagte es keine, nützig zuzugreifen.

Berthea war genau so wie alle die andren; sie kokettierte und amüsierte sich überall, wo Kjel verkehrte, und Matschte und steckte ihre Nase in alles hinein, und hatte im Grunde keine andren Gedanken als Liebesleien im Kopf, nichts als Leichtfertigkeiten.

Es war so tödlich langweilig. Sie wußte diese Wege und Stege hier zu Hause so gründlich auswendig, kannte jeden Stein, jeden Graben, jeden Baum.

Und Schulteiß vertraute sie in bitteren Stunden ihren ganzen tiefen Lebensüberdruß an.

Ihm schüttete sie ihr Herz aus; er mußte ihre Seufzer nachfühlen, mußte Worte für ihre Leiden finden, mußte es mit anhören, wenn sie ihrer Sehnsucht Lust machte. Er mußte den Brief lesen, den sie von Finsland erhielt, mußte teilnehmen an ihrer Begeisterung, mußte wissen und sehen, wie sie über diese und jene Stelle geweint hatte, mußte erraten und grübeln und andeuten, was er in Bezug auf sie mit dieser Wendung, mit diesem speziellen Ausdruck hatte sagen wollen.

Und Schulteiß legte den Kopf auf die Seite und trippelte und wand sich und sagte ja oder nein, je nachdem er herausfühlen konnte, daß sie die Antwort wünschte, verneinte das, was er ihr gegenüber noch vor wenigen Augenblicken gepriesen und in alle Himmel erhoben hatte.

Er war so demüthig und klein geworden, jetzt, wo er auch ihre glühende Schwärmerei für Finsland hinterfrageln mußte, war sozusagen nichts als ein ängstlich gemartertes Auge, das mit Blitzesschnelle ihre Wünsche auffing.

Niemand außer Schulteiß verstand sie. Dieser Seufzer aus Minas Munde war seine Belohnung, sein stummes Glied; er wartete nur darauf, ihn wieder zu vernehmen, und wenn er ihn vernahm, so stand ihm der Atem still. Ein Gefühl von Glückseligkeit, an dem er tagelang zehren konnte, durchströmte ihn.

Es war, als wenn Kjels Erfolge den Doktor in patriotischer Beziehung liberaler gestimmt hätten, was sich darin kund gab, daß er sogar mit einer gewissen Sympathie auf Minas Idee, sich eine Zeitlang in der Hauptstadt aufzuhalten, einging.

Und nach vielem Ueberlegen und Gimmndherreden wurde denn endlich beschloffen, daß sie reisen sollte, um eine letzte Hand an ihre musikalische Ausbildung legen zu lassen. Fräulein Endresen, die ihr so viele Jahre hindurch Klavierunterricht gegeben hatte, war ja eine sehr tüchtige Lehrerin, das unterlag keinem Zweifel, aber ihr fehlte die Autorität, der Name.

Es wurde genäht und geschneidert und zugeschnitten, um sie anzurüsten. Außer allem, was im Hause mit der Nadel umzugehen wußte, ward noch eine Schneiderin zu Hilfe genommen.

Bertheas Zunge stand keinen Augenblick still.

„Minka hat sich immer leicht davon abzumachen gewußt — sie näht ja so schlecht — und hübsche Kleider bekommt sie trotzdem! Dies Promenadenkostüm mit den gelben Aufschlägen — damit will sie gewiß in der Hauptstadt Aufsehen erregen, wenn ich sie recht kenne.“

Indessen stand Minka oben in ihrem Stübchen über ihre Kommodenschublade gebeugt und las zum zwanzigstenmal ein Gedicht, das ihr Finsland geschickt hatte und das „Minka“ überschrieben war.

Sie musterte auch, eine Melodie vor sich hinmurmend, ihre besungene braune Schönheit im Spiegel, ehe sie das Papier wieder ins Schubfach legte.

Draußen auf dem Flur begegnete sie Schulteiß und sah ihn sehr geheimnißvoll lächelnd an, als sei sie von irgend einem erfreulichen Gedanken erfüllt, den sie ihm aber nicht mittheilen wollte. Endre hatte einmal einen Ausdruck dafür gefunden: „Wenn Minka so geht und sich selbst genießt, als sauge sie an einem Stück Zucker!“

Sie genoß es, zu beobachten, wie sie Schulteiß mehr und mehr dahin brauchte, bis an die Ohren glücklich zu lächeln, während sie sich vertrauensvoll in seinem Blick spiegelte.

Sie war augenblicklich erfüllt von der Idee, das Leben als weibliche Machtvollständigkeit zu realisieren — wie Finsland es ausgedrückt hatte: Sonnenstrahlen aussenden und durch Schönheit wirken.

„Auf Sonnabend ist meine Abreise festgesetzt, Schulteiß.“

„Ach, mein Gott, ja, Fräulein Minka, ich mag gar nicht daran denken, wie trübe und finster es hier werden wird! Ach Gott, mir geht die Sonne unter, wenn ich nicht mehr das Bewußtsein habe, daß Sie diese Treppe herauf und herab steigen, daß Ihre Hand dies Geländer berührt hat.“

„Ja, Schulteiß, ich finde wohl kaum jemand wieder, mit dem ich so reden kann wie mit Ihnen, mit Ihrem reichen Geist. Und dann haben Sie mich stets verstanden, Schulteiß.“

„Sagen Sie das, Fräulein Minka! Ja, ich habe jeden Keim gesehen, der bei Ihnen emporgeproßt und gewachsen ist und hab' mich daran gefreut. Sie sind mein Garten gewesen, meine Schönheitswelt. Sie haben —“

„Sie dürfen nicht vergessen, daß, wenn ich da draußen in der Welt einen Sieg erringe, Sie mich dazu gerüstet haben. Ich will meiner Natur folgen, sehen Sie, Schulteiß, ich will leben, will wissen, daß ich diejenigen inspiriere, die die Kraft und die Fähigkeit besitzen, die Segel tüchtig zu hissen, und die es wagen, sie zu benützen; das will ich, Ihnen sag' ich es, sonst aber niemand — ich will als weiblicher Pirat in die Welt hinaus!“ rief sie, kokett die Faust ballend.

„Zu Vater und Mutter habe ich gesagt, ich wollte meine Musikstudien fortsetzen — man muß ja jetzt unter irgend einer Flagge segeln — was ich aber will, das ist: leben und als Minka Haarvig wirken, mich nicht an Vorurteile kehren, die sollen für mich Strohhalme sein. — Vielleicht,“ lächelte sie geheimnißvoll, „hören Sie eines schönen Tages von einer Konzert- oder Varietésängerin, die“ — sie zeigte auf ihre Brust — „die — Minka heißt. Der Elftern wegen lassen wir Haarvig weg. Vielleicht, sage ich nur. Man muß vor allen Dingen versuchen, sich zu zeigen, muß bekannt, gesehen werden, wenn man wirken will. Und dann — und dann“ — sie bezauberte ihn mit ihren weißen Zähnen — „dann kommt Minas Geschichte — Leben, Leben, Leben, Schulteiß. Sie geht nicht vor die Hunde und verheiratet sich wie — wie Thekla da unten auf dem Sägewerk.“

Schulteiß stand ganz vergagt da; er versuchte schüchtern —

„Sie wissen ja, daß niemand so wie ich Ihren hohen Mut und Ihr Selbstgefühl achtet, schätzt, respektiert oder an

Ihre sozusagen angeborene Berechtigung glaubt, selbst das Seltene und Ausgezeichnete zu erreichen — Sie sind das gelungene Werk der Natur, das alles zur Bewunderung zwingen kann. Aber wie ich, Ihrem Befehle meiner Beweggründe trotzend, Sie vor dem betrügerischen Zauber des Ingenieurs Barberg warnte, so muß ich mir auch jetzt erlauben, an Ihren tiefen, gesunden Instinkt zu appellieren gegenüber den blendenden Vorspiegelungen eines — eines — ich muß es aussprechen — nicht gerade an sich so bedeutenden wie selbstberauschten Dichters.“

„Wußte ich's doch! Konnte ich's Ihnen doch ansehen, daß so etwas kommen würde! Sie sind so neidisch, daß es Sie förmlich entsetzt.“

„Das Fach dieses Herrn besteht darin, eine Kata Morgana nach der andren aufzustellen,“ eiferte Schulteiß mit lauter Stimme. „Wie alle schwächer begabten Dichternaturen verwechselt er die Wirklichkeit mit dem Ideal; ich hätte fast gesagt, er ißt und trinkt und hält Vorträge in hohem Fluge, während er in niedriger, oft ganz einfachem Schrittgang dichtet. Sie sind eine ideale Natur, Minka. Sie besitzen die hohe Gabe, sich in die Herrlichkeit eines andren hinein zaubern zu lassen — ich beschwöre, ich beschwöre Sie,“ schrie er. „Ach, Minka, Sie, die Sie kraft Ihrer Schönheit die Wirklichkeit besitzen, die Sie selber ein farbenreich pochendes Gedicht sind, was haben Sie mit den geistigen Luftschlössern einer so armenjügeligen Persönlichkeit zu schaffen?“

„Pftui, Schulteiß, Sie sehen nun einmal jeden, der nur ein klein wenig Verständnis für mich hat, so giftig an — das Privilegium wollen Sie für sich ganz allein haben. Und gerade jetzt, wo ich so sehr einer Stütze bedarf, wo ich es nötig habe, aufgemuntert zu werden, Mut und Unbefangenheit zu zeigen — gerade jetzt — — Das werde ich Ihnen niemals vergessen, daß gerade, als ich Ihnen alles anvertraute, Sie Ihre egoistische, kleinliche Eiferjucht nicht bezähmen konnten, daß Sie das Gedicht herunter machen mußten, daß Finsland mir geschrieben hat — ich hätte es Ihnen nur gar nicht zeigen sollen.“

„Minka, Fräulein Minka,“ rief er aus, „lassen Sie mich nur wie einen Hofsund vor Ihrer Thüre liegen! Ich will Ihren Freunden die Hand ledern, wenn ich auch den Tod im Herzen fühle.“

„Es betrübt mich stets, Schulteiß, wenn Sie sich so geben; Sie machen es mir ja ganz unmöglich, mit Ihnen je wieder über etwas zu reden. — Aber nun muß ich schnell hinunter und meine Promenadentoulette ausprobieren. Nach der allerneuesten Mode, das können Sie mir glauben. Heute nachmittag, wenn das Kleid fertig ist, ziehe ich es an, da können Sie es sehen. — Dann haben Sie doch einen Begriff davon, wie ich aussehen werde, wenn ich in der Stadt bin,“ lächelte sie.

8.

Gerade, als der Strom vom schmelzenden Schnee angeschwollen war, bekam der Fährmann Lars alle Hände voll Arbeit. Ein Karriol, ein Gig, eine Karre nach der andren kam ans Ufer, um sich übersehen zu lassen, oder man rief ihn von der andren Seite an — Leute aus der Umgebung, Geschäftsleute, von dem mächtigsten von allen, Jon Kaaler, der jetzt die großen Hobelwerke anlegte, bis zu dem Flussinspektor.

Auf den blanken, tiefen Wegen rollten die Fuhrwerke dahin, so daß der Kot von den Rädern herabtroff. Sie bogten in die Hofzäume ein, zu einem Nachmittagswhist oder einem abendlichen Posten.

Und spät am Abend mußte der Fähr-Lars wieder an die Arbeit. Dann pflegten sie dort am Flußufer zu zweien oder zu dreien zu stehen und zu ruhen; oft kam er vor ein bis zwei Uhr des Nachts nicht zur Ruhe.

Es war lebhaft in der Umgegend; es herrschte eine große Bewegung wegen der bevorstehenden Generalversammlung in der Sparbank, die am Sonnabend, den 16. Juni, stattfinden sollte.

Jetzt war es kein Geheimnis mehr, daß man allen Ernstes darauf hinarbeitete, die alte Direktion zu stürzen. Hauptsächlich unter Kjels Einfluß hatten in den letzten Jahren mehr und mehr Geschäftsleute in der neuen Art und Weise, den Wald auszumühen, spekuliert; man hatte Holzpapier fabriziert, Sägewerke, Hobelwerke angelegt.

Jetzt war es an der Zeit, daß die neue Aera im Distrikt den Kampf mit der alten begann. Und da gab es nur eine Lösung: sich in der Direktion der Sparbank Kredit und Vertrauen für seine Ansichten zu verschaffen und damit leichteren Zutritt zu Darlehen und Vorschusskapitalien.

Kjel hielt sich um diese Zeit gewissenhaft allen Whist- und Bostonpartien anßer Hause fern. Er schlenderte zwischen den Holz- und Bretterstapeln umher, wollte nicht, daß man ihm nachsage, er habe agitiert.

Sin und wieder hielt ein Fuhrwerk vor seiner Thüre — jemand, der Bericht über die Stimmen abstattete, oder sonst jemand, der den Augenblick gerade für günstig hielt, um sich ein Atteji über seine Zahlungsfähigkeit für eine Anleihe in der Stadt zu verschaffen.

Und Kjel war nicht unerbittlich, wenn er sich auch ein wenig nötigen ließ. Ein hinreichend indigniertes Bedauern, daß es für einen Geschäftsmann so völlig unmöglich sei, von der Sparbank des Distrikts ein Darlehen zu erhalten, pflegte den Ausschlag zu geben; und ein solches Atteji war dann so gut wie eine Stimme.

Es kam auch wohl vor, daß sich Kjel von der geeigneten Persönlichkeit einen kleinen Gegendienst auf einem Wechsel ausbat, der ihm gerade so über den Hals gekommen sei. Er disponierte überhaupt flottweg über die Namen der Klienten, deren Kredit in der Hauptstadt er durch seine Empfehlungen stützte. „Es ist übrigens die einfachste Sache von der Welt,“ konnte er in kordial brutalem Tone ausrufen, wenn er es für angebracht hielt, „stützt Ihr mich hier, so stütze ich Euch in der Stadt.“

Kjel schlenderte zwischen dem Comptoir und den Bretterstapeln auf und nieder.

Drinnen im Wohnzimmer saß Doktor Stenwig heute wie gewöhnlich und hielt Vortrag.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

es. Das neue preussische Herrenhaus. In seiner äußeren Erscheinung gehört das Herrenhaus zu denjenigen Bauten, die Berlin wenigstens nicht verunschönen. Wenigstens nicht ausbringlich verunschönen. Man braucht sich nicht allzusehr genieren. Man kann ruhig vorübergehen. Man ist ja so bescheiden geworden.

Wenn Berlin einmal verschüttet werden sollte, wie einst Herculanium und Pompeji, so würden die Endeder, die es wieder ausgraben, aus dem Kopfschütteln nicht herauskommen. Sie würden den Finger gelehrt an die Nase legen und die Frage aufwerfen: Ja, hatten denn diese Leute keinen eignen Stil? Thaten sie sich denn nur darauf etwas zu Gute, eine filiale sämlicher vergangener, einmal gewesener Kunst-Stilcentren gewesen zu sein? Und sie werden noch einmal die Köpfe schütteln, wenn sie dann zu einer Periode Berlins kommen, wo ein Ausschmückungstaumel über Berlin herging wie ein Orkan, und die Stile der Vergangenheiten wahrhaft bombastisch sich blähten in dieser Stadt und doch nur Nachahmung und Falni waren, und die öffentlichen Gebäude und Denkmäler in die Höhe schossen, breit, riesenhaft, äußerlich den Sägen des Gigantischen sich borgend — eine wahre Stilorgie. Und Denkmäler müssen damals geschaffen sein, werden sie bei sich denken, ein wahrer Denkmalsregen muß herniedergeprasselt sein, denn überall steht so eine Figur. Ueberall macht eine Beherrlichkeit sich breit. Wahrhaftig — der Marmor muß damals spottbillig gewesen sein.

Der zur Verneuerung stehende Raum geratete für das Herrenhaus die nicht neue Anlage: rechts und links zwei Seitenflügel, dazwischen ein freier Platz mit Anfahrt für die Wagen, hinten der zurücktretende Mittelbau. Es sind allerlei Geschmacklosigkeiten da, die sich in den Gehirnen der staatlich angestellten Architekten fort-erben wie schleichende Uebel; d. h. diese ganze bequeme Art, verfloßene Stile zu anscheinend Neuem auszuschlachten, ewig zu kombinieren, permutieren usw. ist eigentlich an sich schon ein Uebel. Da sind Säulen, die keine Säulen sind. Da ist über dem Mittelbau eine Frieskrönung, bei der die notdürftig in dem Dreieck untergebrachten Figuren sich die Köpfe an der über ihnen liegenden abgrenzenden Kante einstößen. Da stehen rechts und links zwei Gruppen, ganz oben, deren Notwendigkeit niemand einsehen, die man überhaupt schwer erkennt, und zwischen ihnen reckt sich, ellenlang, eine Zahnenstange — wie üblich.

Ueberhaupt, es ist alles — wie üblich. Doch gereicht muß man sein und anerkennen: es ist hier gespart an derlei überflüssigen Geschmacklosigkeiten, wie wir sie sonst sehen. Es hängt und baumelt da nicht so viel draußen durcheinander. Der freie Raum, der den Architekten zur Verfügung stand, scheint einigermaßen reinigend gewirkt zu haben. Im übrigen, es war eben von vornherein unmöglich, einen Bau mit so viel Krimskrans und Verhänge da in die Leipziger Straße zu setzen, wo gegenüber der Bertheimische Bau, dieser festgefugte Versuch eines wirklichen Baukünstlers, etwas Neues zu geben und dem Sinn des Gebäudes nachzugehen, schon erzückerisch auf alle stilkühnenden Phantasien wirken mußte. Dieses Negative, dieses Fehlen, — nicht ganz, aber doch ein wenig — bedingt also, daß man sich gerade nicht ärgert, wenn man vorbeigeht.

Nun gehen wir hinein in das Gebäude. Sanft wird man von Diener zu Diener gewiesen. Breite Treppen. Grüne Teppiche. Brunkende, überladene Treppengeländer. In zwei Nischen Bronzefiguren, die nicht geschmackvoll hier wirken: weiß der Stein, grün der Belag und dazu dieses kupferne Leuchten.

Vorläufig ist weiter nichts zu sehen als der Sitzungsaal und die Wandelhalle. Alles andre ist noch unfertig und die Vollendung wird sich noch bis über den Sommer hinausziehen. Ueberall hämmern noch Handwerker. Und im Sitzungsaal ist noch nicht einmal die Beleuchtung fertig und ein Eichensodol — vier Wüsten, schade, daß sie so anspruchlos gedacht sind, so ganz unkünstlerisch, gewissermaßen nur als äußerliche Erinnerung, daß einmal so ein Mann dieses Namens existierte; der Name steht nämlich gleich auf der Brust eingemeißelt — ein Eichensodol also steht noch trauernd allein da, ohne Last.

Eichenverkleidung über den ganzen Sitzungsaal hin, bis zur Dede. Auf den Stühlen braunes Lederpolster. Darüber eine nichts-sagende Glasdede. Drei freigebliebene Flächen sollen offenbar später, an der Präsidentenseite, Bilder aufnehmen. Die ganze Anlage sonst wie im Reichstag.

Die Wandelhalle! Man sieht, daß sie viel gekostet hat. Ein schöner, graublauer, schwerer Teppichbelag. Ueberhaupt, man sieht, daß immer da, wo das Material redet, die Wirkung eine reine bleibt; das Weiß des Steins, der grüne Teppich, das Braun der Eichenverkleidung — wie schön mühte es, sparsamer und reiner verteilt, wirken! Allerlei Säulen stützen schon durch ihre Buntigkeit. Und die drei Kuppeln, in die die Dede geteilt ist, haben ganz grausame, allegorische Darstellungen aufnehmen müssen. Man verrenkt sich den Kopf, starrt hinaus und kommt doch zu keinem Schluß, was das bedeuten soll. Warum steht neben dieser gräulich bunten weiblichen Figur ein Schiff? Warum macht dieser gräulich dreinschauende Nede ein so wütendes Gesicht? Man weiß es nicht. Nebenbei — alles auf Goldgrund. Zu dieser Buntigkeit treten dann noch in Thürhöhe eingelassene Bronzereliefs — auch allegorisch. Immer zieht sich da quer über das Feld in liegender Stellung, man weiß nicht weshalb, eine Gestalt mit einer seltsamen Mütze. Hat irgend etwas hinter sich. Einmal kehren, so viel ich mich entsinne. Also: es soll Aderbau sein. Ein andermal wird ihm eine Kanone über die Schulter guden. Dann wird es der Krieg sein. Und dergleichen. Es ist eine Wandelhalle. Es sind Nebüsse für die Wandelnden. In den Kuppeln Allegorie — die kleinen weißen Gruppen zwischen den goldenen erwähnte ich noch garnicht, sie machen sich einfach traurig — an den Seiten Allegorie! Ueberall Allegorie. Der Wandelnde wird nicht seines Wandelns froh werden. Seufzend sinkt er auf die bereit stehenden, dickpolstrigen Lederbänke und trommelt mit den Fingern auf die goldenverschörkelte Seitenlehne.

Ein Farbengewirre, wo das Auge nicht mehr aus noch ein weiß. Keine Harmonie stimmt das alles zusammen. Es ist ein sinnloses Prozen. Der Sitzungsaal mit seiner einfachen Eichenverkleidung — ach, fehlten doch noch alle Schnörkel und Schnitzwerke! — wirkt ruhig dagegen. Sollte das Absicht sein? Sollen die Wandelnden flüchten — in den Sitzungsaal? Gewissermaßen also: ein Erziehungsmittel? Ja, dann!

Es läßt sich, glaube ich, was Raumverschwendung anlangt, ein Meht nicht denken. Schon draußen fällt das auf in dem freien Platz vor dem Mittelbau. Nun geht das Grundstück hinten durch bis nach der Prinz Albrechtstraße, wo es mit dem Abgeordnetenhause zusammenstößt. Als ob Grund und Boden hier wertlos wäre! Und drinnen breite Treppen und Vorhallen und Wandelhallen, es hat den Anschein, als wüßte man nicht recht, wohin mit dem Raum.

Raum und Material, die unterstützen sich und hätten Besseres gegeben, als jetzt da steht. Wenn das alles unumschränkt da ist — räumliche Weite und bestes Material, könnte man da nicht erwarten, daß diese sachliche Güte etwas lehren könnte? Wirklichen Stil? Nicht Prunk? Nicht Bombast? Gilt nicht für öffentliche Gebäude ebenso die Notwendigkeit, so und nicht anders gebaut werden zu müssen, zu finden? Wie Wessel sie für das Warenhaus fand. Uebrigens giebt es da mehr als eine Notwendigkeit. Aber nein!

Doch wenigstens das eine brachte Raum und Material fertig: es drängte den sogenannten Kurastil doch ein wenig zurück. Leider kann man daraus kein Verdienst machen. Es ist ein Verdienst der Sache. Es geht ja eben nicht anders. Material ist nicht tot zu kriegen. Und räumliche Weite wirkt immer imponierend.

Positives, Gestaltendes, ein Wille, der das Material dem Zweck gemäß formen möchte — davon merkt man auch hier nichts. Doch, wie gesagt, schon das Fehlen — einigermaßen — des Ueberflüssigen berührt angenehm und so wird hier aus dem bewußten Fehlen künstlerischen Willens wenigstens noch — nein, Vorzug kann man nicht sagen.

Ueber eins freut man sich und ist dafür dankbar. Man kann nun so gut zurücktreten und den Wertheim-Bau so ganz auf sich wirken lassen. Da, an diesem Aufbau, war ein künstlerischer Wille thätig!

So stehen sich da zwei gegenüber. Auch zwei Denkmäler. Alles und Neues.

Das Herrenhaus und Wertheim! —

### Völkerkunde.

k. Volksleben in Tibet. Lhasa ist, wie der russische Forscher Zybilow schreibt, eine Stadt der Frauen. Die ganze Bevölkerung mit Ausschluß der Priester beträgt kaum mehr als tausend

Personen, und wenigstens zwei Drittel davon sind Frauen. Infolge der Nähe großer Klöster und des großen Zustroms der ländlichen Bevölkerung und der Pilger aus lamaitischen Ländern zu besonderen Zeiten könnte die Stadt bevölkert erscheinen. Lhasa ist das wichtigste Handelszentrum des Landes, da es die Verbindung zwischen Indien und West-Tibet und zwischen China und Ost-Tibet ist. Der Markt liegt um den großen Tempel herum; jeder freie Raum auf den Straßen und öffentlichen Plätzen wird von Läden und Buden eingenommen. In den Läden sind fast nur Frauen beschäftigt, mit Ausnahme der Läden, die Kaufleute aus Kaschmir und Nepal gehören. Aber nicht nur Lhasa, auch ganz Tibet kann als das Land der Frauen und der Frauenrechte bezeichnet werden. Das ist die Folge der großen Anzahl der Priester, die im Zölibat leben; ein großer Teil der weiblichen Bevölkerung hat dadurch völlige Unabhängigkeit im Geschäft und im persönlichen Verhalten. Im Familienleben findet man sowohl Vielweiberei wie Vielmännerei. Die Heirat mehrerer Brüder mit einer Frau oder mehrerer Schwestern mit einem Mann wird als ein idealer Zustand angesehen. Vielleicht in keinem Lande der Welt spielen die Frauen eine größere Rolle im Geschäft als in Tibet. Es giebt keinen im Lande betriebenen Beruf, in dem nicht Frauen beschäftigt sind, und sie leiten oft große Unternehmungen ganz unabhängig von den Männern. . .

Männer und Frauen tragen einheimisches Tuch in verschiedenen Farben. Die Kleidung der Armen ist gewöhnlich weiß, weil weiß am billigsten ist. Soldaten tragen dunkelblau, die wohlhabenden Leute ziehen rot vor, und die Fürsten und höheren Beamten dürfen gelb tragen. Die Leute sind eitel und prunkstückig. Sie tragen Schmucksachen aus Gold, Silber, Korallen, Diamanten, Rubinen, Perlen, Türkisen und andren Steinen. Das Hauptnahrungsmittel ist Wehl aus gerösteter Gerste. Es wird mit Thee oder Gerstewein gemischt. Das gewöhnliche Gemüse ist der Rettich. Die Lieblingsspeise aller Klassen ist eine Suppe aus Gerstemehl mit feingeschnittenen Rettichen. Reiche Leute bereiten diese Suppe mit einer Bouillon aus zerstoßenen Knochen. Die Tibetaner lieben rohes oder noch nicht gargelochtes Fleisch. Gans, Hammel- und Schweinefleisch werden höher als Rindfleisch geschätzt. Das Fleisch von Eseln und Pferden wird nicht gegessen. Fische werden von den Armen gegessen, Geflügel gar nicht, Hühner werden nur der Eier willen gehalten. Butter wird hauptsächlich zur Speisung der heiligen Lampen gebraucht. Buttermilch, die besonders behandelt wird, wird als Getränk sehr hoch geschätzt und ist das gewöhnliche poetische Symbol des reinen Weis. Männer und Frauen trinken in großen Mengen Gerstewein, der leicht berauschend und sehr billig ist. Die Männer rauchen Waiktabal in Pfeifen, die Mönche zerdrücken ihn zu Schnupftabak. Da Tabak teuer ist, wird er gewöhnlich mit Blättern anderer Pflanzen vermischt. Der Tibetaner ist sehr eindrucksfähig und abergläubisch und geht nach jedem Ereignis in seinem Leben zu den Lamas oder Orakeln, um die Erklärung dafür zu haben. Bei Krankheit glaubt er mehr an ein vom Lama gesegnetes Gersteforn als an Medizin, oder er läßt einen Lama holen, der in seiner Gegenwart ganze Litaneien sagt. An Feiertagen oder bei Festgelagen ist er lustig, singt und tanzt. Die tibetische Münze, im Werte von 40 Pf., ist der höchste bekannte Lohn, den ein Lama für einen ganzen Tag Wehen erhält. Die besten Spinner in den ländlichen Bezirken bekommen täglich 32 Pf., der gewöhnliche Arbeiter, ob Mann oder Frau, 8 oder 12 Pf. Diensteute bekommen kaum Geld, nur Kleidung und Nahrung. —

### Physikalisches.

bt. Radium, das Strahlende, heißt der geheimnisvolle Körper, der seit seiner Entdeckung durch das französische Physiker-Paar Curie die wissenschaftliche Welt andauernd in Atem gehalten hat und noch hält. In der Urania zeigte Dr. Donath am Sonnabend das Radium und seine strahlenden Eigenschaften einem größeren Publikum in einer Reihe wohlgeleitener Experimente. Allerdings darf man nicht etwa wegen des Namens an besonders stark hervortretende Strahlungs-Effekte denken; vielmehr sind die Lichtwirkungen, welche die vom Radium ausgehenden dunklen Strahlen hervorrufen, äußerst schwach und nur im Dunkeln von einem wohl ausgerüsteten Auge erkennbar. Die Strahlen des Radiums wurden zuerst sehr bald nach der Entdeckung der X-Strahlen durch Röntgen von dem französischen Forscher Becquerel entdeckt. Für unsre Erkenntnis nicht minder wichtig als diese, wurden sie zunächst weniger beachtet, weil die praktische Wertbarkeit der X-Strahlen aller Aufmerksamkeit auf diese lenkte und festsetzte. Bekanntlich entstehen die X-Strahlen überall da, wo Kathodenstrahlen auf eine Glas- oder Metallwand fallen. Kathodenstrahlen sind jene dunklen Strahlen, die bei einer elektrischen Entladung in einem fast luftleer gepumpten Raume sich geradlinig von der Kathode aus fortpflanzen und ihre Anwesenheit dadurch verraten, daß sie die Wand, auf welche sie treffen, zu fluoreszierendem Leuchten bringen. Von einer solchen fluoreszierenden Stelle gehen dann die X-Strahlen aus, ebenfalls dunkle Strahlen, die die mannigfachsten Stoffe mit Leichtigkeit durchdringen, in andren gewisse chemische Wirkungen hervorrufen, durch die sie z. B. Zersetzung des Chlorzinks auf der photographischen Platte hervorbringen. Von den Kathodenstrahlen unterscheiden sich die X-Strahlen hauptsächlich dadurch, daß sie von einem Magneten nicht, wie diese, aus ihrer Bahn abgelenkt werden. Erwähnt sei noch, daß von der Kathode aus sich noch eine andre

Art von Strahlen ausbreitet, die sogenannten Kanalstrahlen, die sich in den vorgeführten Versuchen durch ein schwaches Leuchten bemerkbar machen. Während zur Hervorrufung aller dieser Strahlen andauernde Aufwendung von elektrischer Energie, also beständiger Arbeitsverbrauch notwendig ist, gehen die von Becquerel entdeckten Strahlen von einer Reihe Uran-haltiger Minerale aus, ohne daß eine uns erkennbare Veränderung mit diesen Körpern vor sich geht. Die Kathodenstrahlen, die Kanalstrahlen, die X-Strahlen erlöschen in demselben Augenblick, in dem der elektrische Strom geöffnet wird, die Arbeitsquelle versiegt. Die Uranstrahlen — diesen Namen gab ihnen Becquerel — wirken beständig ohne erkennbaren Arbeitsverbrauch.

Die schon anfangs genannten Curies erkannten, daß das Wirkende, das Radioaktive (Strahlung hervorbringende) in allen strahlenden Körpern nicht das Uran, sondern ein oder vielmehr zwei bisher unbekannte Stoffe seien, die alle Merkmale chemischer Elemente anweisen; das eine nannten sie Polonium, zu Ehren der Frau Curie, die eine geborene Polin ist, das andre, das sich als das viel wirksamere erwies, Radium. Aus dem Uranpecherz (Bleibende), dem am stärksten Radium-haltigen Stoff, läßt es sich in reiner Form nur auf sehr mühsamem Wege gewinnen, schwieriger z. B. als Gold aus dem Wasser des Meeres. Infolgedessen steht es sehr hoch im Preise: ein Gramm reines Radium hat einen Wert von weit über 100 000 Mark. Für den 100. Teil eines Gramms, 10 Milligramm, hat die Urania 1600 M. bezahlt. Die Wirkung des Radiums zeigt sich u. a. darin, daß es die Umgebung elektrisch leitend macht; elektrische Ladungen zerstreuen sich daher, sobald radio-aktive Substanzen in der Nähe sind, und können auch auf gut isolierten Körpern nicht mehr gehalten werden. Es ist das eine Wirkung, die es mit den X-Strahlen gemeinsam hat, wie es überhaupt zweifellos erscheint, daß unter den vom Radium ausgesandten Strahlen sich X-Strahlen befinden; ebenso scheinen Kathoden- und Kanalstrahlen vom Radium auszugehen, ohne daß irgend eine elektrische Stromquelle Arbeit aufzuwenden hat. Weiter aber sendet das Radium auch sichtbare Strahlen aus, d. h. Strahlen, die in unserem Auge Lichtwirkung hervorrufen; freilich ist sie nur schwach, aber im Dunkeln können wir das Radium sehr wohl leuchten sehen, obwohl es in einer für gewöhnliches Licht undurchlässigen Schachtel eingeschlossen ist. Auch ein Gas, die sogenannte Emanation, wird von dem Radium ausgesandt, das seinerseits ebenfalls radio-aktiv ist, diese Eigenschaft aber bald verliert.

Ueberhaupt erteilt das Radium die Radio-Aktivität für eine kurze Zeit fast allen Stoffen, mit denen es in Berührung ist, dem Wasser, der Luft z., was sich bei elektro-statischen Versuchen zuweilen störend bemerkbar macht. Kleine Stücken aus Kalzium und Flußspat, auf die man Radium einige Zeit hat einwirken lassen, leuchten, wenn sie erwärmt werden, im Dunkeln wie das Radium selbst, wie kleine Diamanten und Perlen schimmern sie im verdunkelten Raum. Auch frisch aus der Erde geholtter Kalzium zeigt diese Eigenschaft, ein Beweis, daß er auch dort der Wirkung des Radiums ausgesetzt war; auch die aus Kellern und Höhlen geschöpfte Luft beweist durch ihre Radio-Aktivität, daß der Erdboden verhältnismäßig reich an Radium ist.

Zu den merkwürdigen Eigenschaften des Radiums kommt als das rätselhafteste von allen der Umstand, daß es seine Aktivität ungeschwächt behält, trotzdem die ausgesandten Strahlen beständig Arbeit leisten. Andauernd wird hier also Energie ausgegeben, ohne entsprechenden Arbeitsaufwand, es entsteht Arbeit — aus nichts.

Liegt hier ein Widerspruch gegen das Grundgesetz unsrer gesamten Naturauffassung vor? Wir wissen es nicht; doch können wir es bis jetzt kaum annehmen. Der englische Chemiker Ramsay hat vor kurzem entdeckt, daß die vom Radium, das doch als Element gilt, ausgesandte Emanation sich in einem andern Stoff verwandelt, in das Element Helium. Sollte bei diesem Vorgang vielleicht chemische Energie frei werden, die zum Ersatz des Energie-Verbrauchs ausreicht?

Noch tappen wir hier mit unsicheren Schritten im Dunkeln. Aber sicherlich wird das Radium-Rätsel gelöst werden, und wenn es gelöst ist, wird die Wissenschaft zweifellos einen gewaltigen Schritt vorwärts auf dem Wege zu ihrem Ziele gethan haben, auf dem Wege zu einer einfachen und einheitlichen Naturanschauung.

**Astronomisches.**

io. Der „wunderbare“ Stern im Wassisch. Von allen veränderlichen Sternen, die jetzt in der Zahl von Hunderten bekannt sind, ist der berühmteste und merkwürdigste die sogenannte Mira Ceti, der „wunderbare“ Stern im Wassisch, der schon im Jahre 1596 entdeckt wurde. Der Lichtwechsel dieses Himmelskörpers ist ein auffallend unregelmäßiger, so daß zu jenen Zeiten, als die Beobachtung des Firmaments mit bloßem Auge oder doch nur mit recht dürftigen Hilfsmitteln geschah, sein Entdecker ihn zunächst als völlig neuen Stern betrachten konnte. Jetzt gilt die Mira Ceti als der Typus der Gruppe von veränderlichen Sternen, deren Lichtschwankungen ganz unregelmäßig zu erfolgen scheinen, während sie bei den meisten Gestirnen dieser Art an bestimmte Regeln gebunden sind. Ein Astronom der Lid-Sternwarte hat das größte Fernrohr dieser Sternwarte neuerdings zu Beobachtungen der Mira benutzt und ermittelt, daß sich ihre Größe von drei, acht bis neun veränderte. Als Hauptfrage galt dem Forscher aber die Untersuchung des Spektrums dieses

Sternes. Es fanden sich darin Linien des Calcium, des Wasserstoffs und vermutlich solche des Silicium, Magnesium und Eisens. Der Stern scheint sich mit einer regelmäßigen Geschwindigkeit von 66 Kilometer in der Sekunde durch den Weltraum zu bewegen, und dieser Umstand würde einen starken Beweis gegen die Annahme bilden, daß sein Lichtwechsel durch das Vorhandensein eines dunklen Trabanten erklärt werden könnte. Ungewöhnliche Wechsel, die in der Helligkeit der Wasserstofflinien im Spektrum beobachtet wurden, führten den amerikanischen Astronom vielmehr zu dem Schluß, daß die Helligkeitsschwankungen ihren Ursprung im Innern des Sternkörpers haben müßten und weder in ihren Ursachen noch in ihren Wirkungen für uns verständlich sein könnten, weil die dort sich abspielenden Vorgänge gar nicht mit irgendwelchen Naturerscheinungen zu vergleichen wären, die wir auf oder in der näheren Umgebung der Erde zu beobachten Gelegenheit haben.

**Humoristisches.**

— Gefährliche Konkurrenz. „Es ist unglaublich, wie man von der Damenwelt belästigt wird. Auf Schritt und Tritt verfolgt sie einen.“

„Na, lieber Herr Kammerfänger, das wird schon besser werden, wenn wieder mal 'ne Schanttruppe hierher kommt.“

— Beim Arzt. „Na, wo fehlt's denn, Madamche?“

„Ich bin gewohnt, daß man mich gnädige Frau nennt.“

„So? So, von der Krankheit kann ich Sie nit kuriere?“

(„Simplicissimus.“)

**Notizen.**

— Ein Verein „Deutsche Lustspiel-Bühne“ soll in Berlin gegründet werden. Zweimal im Monat sollen eingedante und für aufführbar befundene Komödien, Schwänke und Satiren den Vereinsmitgliedern vorgeführt werden. Auch ein Preis-ausschreiben für das beste deutsche Lustspiel soll vom Verein erlassen werden. — Soll! Soll! Soll! . . .

— „Der unsterbliche Felix“ von Ernst v. Wildenbruch erlebt am Donnerstag im Weimarer Hoftheater die Erlaufführung.

— Max Meyers neues Bühnenstück „Venus Amathusia“, das im Schauspielhaus die Erlaufführung erleben wird, ist auch vom Münchener Hoftheater angenommen worden.

— Felix Doermanns neue Komödie „Die Mama“ wurde bei der Erlaufführung im Münchener Schauspielhaus abgelehnt.

— Im Dresdener Schauspielhaus geht am Donnerstag Eberhard Königs fünfsäktiges Trauerspiel „König Saul“ erstmalig in Scene.

— Nachdem Hauptmanns „Weber“ für Graz, für Brünn und für Olmütz freigegeben waren, ist nun die Freigabe auch für Wien erfolgt. Das Stück wird am 2. Mai vom Ensemble des Berliner Deutschen Theaters im Karl-Theater aufgeführt werden.

— Die öffentliche Hauptprobe zum Konzert der Wagner-Vereine (Dirigent Dr. Rud.) findet am 14. Februar, mittags 12 Uhr, in der Philharmonie statt. Es wirken mit: Emmy Destinn, Ludwig Heß, Paul Knipfer und Richard Koennede.

— Camille Saint-Saëns' Oper „Die Zauberflöte“ wird am Freitag die erste deutsche Aufführung im Elberfelder Stadttheater erleben.

— Ueber Welthandel und Weltfinanzen macht das statistische Amt in Washington Mitteilungen. Die Gesamtausfuhr aller Länder betrug im Jahre 1902 (für einige Länder mußte das Jahr 1901 zu grunde gelegt werden) 10 278 616 000 Dollar und die Gesamteinfuhr 11 525 755 000 Dollar. Der Unterschied in diesen Zahlen bringt teils den Wertauschlag infolge der Transportkosten zur Erscheinung, teils erklärt er sich dadurch, daß die Einfuhr eines Landes schärfer kontrolliert wird als die Ausfuhr. Die Staatseinkünfte aller Länder belaufen sich auf 7 854 301 000 Dollar und die Gesamtausgaben auf 7 939 640 000 Dollar. Die Schandenkosten werden mit 3 389 604 970 Dollar angelegt und der Hinstdienst hierfür mit 1 416 397 448 Dollar. Staatliches Geld giebt es in der Höhe von 11 999 300 000 Dollar, wovon ein Drittel, nämlich 2 963 600 000 Dollar ungedecktes Papiergeld darstellt, 5 355 000 000 Dollar aus Gold besteht und 3 680 700 000 Dollar aus Silber.

— Napoleon III. vor Gericht. Das Gericht in Malaga hat anlässlich eines Prozesses wegen Raubniedung eines Grundstückes, benannt Lagar del Jazo, die Witwe Napoleons III., Maria Eugenia de Guzman y Porto carrero, Gräfin de Jaba y de Ardales, ihren Vater, den Grafen de Montijo, sowie ihren Gemahl, den Kaiser, als Zeugen vorgeladen. Die Akten verzeichnen, daß der jetzige Wohnort des Kaisers unbekannt sei.